



LESE
PROBE

JOANA
JUNE
ROMAN poco
BESTIE



JOANA JUNE

1996 in München geboren, studierte Theorien und Praktiken professionellen Schreibens in Köln. Auf Social Media teilt sie Buchempfehlungen und ihren Schreibprozess mit einer engagierten Community. Ihre YouTube-Videos wurden mehr als 2,6 Millionen Mal aufgerufen. BESTIE ist ihr Debütroman.

ERSTER AKT

KAPITEL 1

Delia

Ein Gefäß, mehr nicht. Ich zerdrücke den Plastikbecher, an dessen Kante die Reste eines Matcha-Chai-Getränks hängen, das nicht ich werden wird. Es war einen Versuch wert, so wie ich fast alles, was mir mein Algorithmus in die Timeline spült, zum Versuch mache. Ich muss Dinge nur lange genug ausschließen, das Gefäß mit neuen Substanzen befüllen, bis ich herausfinde, was bleiben darf. Als nächstes also Haferlatte, Espresso Tonic, oder vielleicht darf doch etwas von *Davor* bleiben, wenn auch nur der Kaffee: schwarz.

Unter der klaren Wintersonne flanieren Menschen an dem schmalen, von zerfressenem Grün und Jugendstil-Altbauten umgebenen Wasserstreifen entlang, vorbei an einem Café namens *Little Amsterdam*, das auch einfach beschlossen hat, etwas anderes zu sein. Es scheint zu funktionieren, denn kaum ein Café in dieser Gegend ist so gut besucht wie die falsche niederländische Hauptstadt mitten in Hamburg. Ab heute werde ich das auch tun: meine Hülle, meinen Körper, das Gefäß mit etwas Anderem füllen. Mit einem ganzen neuen Leben. Lilly. Ich muss mich an diesen Namen gewöhnen.

Ich zerdrücke den Becher, drücke fester, sage mir: die Aufregung. Dann überquere ich die Brücke. Bis ich auf dem Weg zu ihrer Wohnung einen Mülleimer finde, vergehen

Minuten. Wie, denke ich, schafft es diese Stadt, so makellos zu sein? Oder vielmehr: Wie gelingt es ihr, all ihre Makel zu verstecken?

Ich bin zehn Minuten zu früh dran, als ich vier Häuser vor der richtigen Adresse stehen bleibe. Wie eine streunende Hündin vor dem Haus zu warten, könnte ich nicht ertragen, also drehe ich um und gehe noch eine Runde durch das Viertel, das ich bisher nur von Fotos kenne. Menschen wohnen hier, sage ich mir bei jeder vorübergehenden Person, Menschen wohnen hier, wachsen hier auf, das hier ist ihr Leben. Was für ein unsagbares Glück. Ich könnte eine von ihnen sein. Ruiniere es nicht schon wieder, Delia. Lilly. »Lilly«, probiere ich. Lilly ruiniert die Dinge nicht.

Um 11:02 Uhr, mit – so hoffe ich – sympathischer Verspätung, drücke ich den Klingelknopf.

Als ich Anouk zum ersten Mal sehe, verliebe ich mich sofort in sie. Sie ist wie einer Fantasie entsprungen: blond, etwa 1,70 Meter groß, schlank um die Taille, während die Hüfte zur perfekten weiblichen Kurve aufblüht, diamantenhelle Augen und eine Haut, die selbst Anfang Februar von innen heraus leuchtet. Sie bittet mich herein und sucht einen freien Kleiderbügel zwischen den Creme- und Brauntönen ihrer Jacken. Ich versuche, sie nicht anzustarren. Zwar hatte Anouk der Wohnungsanzeige kein Foto von sich beigefügt, aber ich kenne dieses Gesicht. In echt ist sie noch schöner, denke ich, während ich meinen Mantel um den Bügel lege. Durch den Samtbezug ist er rutschfest – perfekt durchdacht, wie man es von einer Frau wie ihr erwarten darf. Ich versuche, meine nervösen Hände ruhig zu halten. Als ich ihr den Mantel reiche und sich dabei unsere Finger kurz berühren, kann ich es kaum glauben, obwohl ich mir schon beim ersten Blick auf die Wohnungsfotos sicher war: Anouk Lisanne, diese

perfekte Frau, die ich seit Jahren auf Social Media bewundere, sucht eine Mitbewohnerin. Und ich könnte es werden, vielleicht, wenn ich mich genug anstrengte.

»Zieh gern deine Schuhe aus«, sagt Anouk, während sie den Kleiderbügel mit meinem Mantel an die Außenseite einer geschlossenen Zimmertür hängt. Sie lässt ihren Vorschlag klingen wie eine Option, aber online macht sie Witze über ihren Putzfimmel. Meine Schuhe stelle ich neben ihre Stiefel, die nicht mehr in den Schuhschrank passen. Erst letztes Wochenende hat sie ihr Platzproblem mit ihrer *fam*, wie sie ihre Followerschaft nennt, geteilt. Schuhe seien eine Sucht, hat sie gescherzt, dann zu einer Haul in Kooperation mit einer Sneaker Brand übergeleitet: Ernsthaft, wie hätte sie auf diese traumhaften, zeitlosen, auch noch nachhaltig gefertigten Schuhe aus Leder verzichten können? Vierzig Prozent Rabatt gibt es mit dem Code *anouklisanne*. Natürlich habe ich zugeschlagen. Aber heute trage ich andere Schuhe. Auf keinen Fall soll sie wissen, dass ich Teil ihrer *fam* bin. Ich stelle fest, dass wir in etwa die gleiche Größe haben. Würde ich hier einziehen, könnten wir Kleider und Schuhe teilen.

Während Anouk vorausgeht, fragt sie, ob ich gut hergefunden habe. Ich antworte, dass ich mich in Hamburg noch nicht gut auskenne – Wahrheit –, aber dass ich gut zurechtgekommen sei – Lüge. Sie muss nicht wissen, wie verloren ich am Hauptbahnhof stand, wie lange ich gebraucht habe, um den richtigen U-Bahn-Steig zu finden, wie ich beinahe den Ausstieg an der Station Hoheluftbrücke verpasst hätte.

Wir betreten die Küche, die viel kleiner ist, als sie in ihren Instagram-Stories wirkt, aber genauso teuer aussieht wie online. Sie muss mit viel Lebenszeit bezahlen, damit alles so glänzt. Ich kenne diese Küche: den weißen runden Tisch unter dem Fenster, in dessen Spiegelung die Sonne tanzt, als

hätte Anouk sie unter der verglasten Platte eingefangen, darauf die flaschengrüne Vase mit Blumenstrauß. Cremefarbenes Geschirr in einem offenen weißen Regal. Mehl, Zucker, Haferflocken in Einmachgläsern, vegane Kochbücher dahinter, eine große Monstera in der Ecke, darüber an der Decke befestigte Discokugeln, die sie erst seit ein paar Wochen hat und die das Licht in vielen kleinen Silbersonnen zurück an die Wände werfen. Alles leuchtend, alles perfekt.

»Willst du etwas trinken?«

Würde das zu viele Umstände machen? Nach dem Matcha-Getränk muss ich wahrscheinlich sowieso bald auf die Toilette. Ein volles Glas würde mir wiederum mehr Zeit für Gespräche verschaffen. Zeit, die ich brauchen werde, um sie von mir zu überzeugen.

»Gerne ein Glas Wasser.«

»Ich kann dir auch einen Kaffee anbieten.«

»Wirklich? Das wäre toll.« Sofort verliebe ich mich noch ein bisschen mehr.

»Die Wohnung ist schön«, sage ich, aber meine Worte gehen im Kreischen der Kaffeemühle verloren. Anouk spannt den Siebträger in die Maschine und stellt eine Tasse mit Herzenmuster darunter, die so aussieht, als hätte sie sie entweder selbst gemacht oder für zu viel Geld in einem Concept Store gekauft. Sie drückt einen Knopf, woraufhin ein ruckelndes Geräusch ertönt, das mich an einen alten Massagesessel erinnert. Der Duft von Kaffee erfüllt den Raum und ich denke: Das, jeden Morgen – dafür würde ich töten. Ich muss mich zwingen, vor Genuss nicht die Augen zu schließen. Gut, denn dafür entgeht mir nicht: Sonnenlicht, das Anouks Haar versilbert. Noch nie habe ich so seidiges Haar an einem echten Menschen gesehen.

»Danke. Naja. Nicht wirklich, oder?«, sagt sie, als die Siebträgermaschine verstummt, und erst weiß ich nicht, wovon

sie spricht, »wenn man weiß, welche Wohnungen man sonst in der Stadt bekommen kann.« Sie hebt den Arm in eine unbestimmte Richtung, vielleicht meint sie die mittelhohen Decken. Natürlich wäre mir ein klassischer Altbau auch lieber gewesen. »Aber man kann sich ja alles irgendwie schön machen.«

Ich überlege, was jemand wie sie, was Lilly, jetzt antworten würde. Die Phrase schmeckt hohl, aber passt zum Rezept: »Letztendlich kommt es eh nur auf die Einrichtung an.«

»Total. Ich liebe Interior Design. Interessierst du dich dafür?«

»Ja, sehr«, sage ich, obwohl mein Studentinnenzimmer zu neunzig Prozent aus derselben Ikea-Serie bestand.

»Milch? Allerdings kann ich dir nur kalte anbieten, mein Milchaufschäumer ist gestern kaputt gegangen.«

»Nein, danke.«

Anouk reicht mir die Tasse. »Hast du schon eine Vision für das Zimmer?«

»Ich würde es gern erst mal sehen.«

Diesmal bin ich vorbereitet: Während Anouk ihren Kaffee macht, warte ich das Kreischen der Mühle ab. Dann erst stelle ich eine der Fragen, die ich mir vorher notiert habe, auch wenn ich in Wahrheit auf jede davon die Antwort kenne.

»Seit wann wohnst du in der Stadt?«

»Schon immer. Ich bin hier aufgewachsen.«

»Und, magst du es, hier zu leben?«

»Ich *liebe* es.«

Ich betrachte die Postkarten und Polaroidfotos, die mit pastellfarbenen Magneten an der Seite des Kühlschranks befestigt sind. Nicht so willkürlich und durcheinander wie an den meisten WG-Kühlschränken, sondern sorgsam kuratiert und angeordnet wie in einer Miniaturgalerie. Anouk scheint schon überall gewesen zu sein und das mit allen möglichen

Leuten. Mir würde nicht mal eine Person aus meinem alten Leben einfallen, mit der ich so viel erleben könnte. Drei Frauen tauchen immer wieder auf den Bildern auf: ihre besten Freundinnen. Zuerst fällt mir Nessie ins Auge, mit ihren aufgemalten Sommersprossen und immer in Sportkleidung, jeder Muskel ihres Körpers durch ihre harten Workouts definiert. Ihr, einer der erfolgreichsten Fitness-Influencerinnen Deutschlands, folge ich sogar noch länger als Anouk. Die anderen beiden sind Isi, die sich kleidet wie ein pinkfarbener Y2K-Fiebertraum, und Lui, die aussieht wie Winona Ryder in den 90ern.

Auf einem der Polaroids an Anouks Kühlschrank tragen alle vier den gleichen rosa-weiß-karierten Pyjama.

»Lustig«, sage ich beiläufig, »den Schlafanzug habe ich auch.«

Habe ich nicht, aber das lässt sich organisieren.

»Das war an meinem letzten Geburtstag in Paris. Sieht gemütlich aus, aber eigentlich haben wir nur Party gemacht.«

Nachdem Anouk ihren Kaffee bis zum Rand mit kalter Hafermilch aufgefüllt hat, gibt sie mir eine Tour durch die Wohnung. Ich bin enttäuscht, als wir an ihrem Zimmer, an dessen geschlossener Tür mein Mantel hängt, einfach vorbeigehen. Sie führt mich in den Raum, der meiner werden könnte. Anstatt mich darüber zu freuen, wallt Panik in mir auf. Womit könnte ich all die leeren weißen Wände füllen, damit es ihr gefällt?

»Es ist leer«, sage ich.

»Ja, du könntest sofort einziehen.«

»Je früher, desto besser für mich. Schönes Zimmer.«

»Es ist das größte in der Wohnung. Und es hat diesen süßen französischen Balkon. Vormittags fällt das Licht direkt rein, sodass du dich sogar in deinem Zimmer sonnen könntest.«

»Du hättest es auch nehmen können.«

»Das andere fühlt sich mehr nach *mir* an. Ich weiß, es ist übertrieben, eine emotionale Bindung zu Zimmern aufzubauen, aber ich hätte ein schlechtes Gewissen, wenn ich es für dieses hier verlassen würde.«

Sie lacht und ich stimme ein. Unsere Lachen klingen fantastisch zusammen. Mädchenhaft und unbeschwert.

»In dieser Ecke würde übrigens eine Mid-Century-Vintage-Kommode fantastisch aussehen. Das habe ich Marla auch immer gesagt. Aber das wäre dann deine Entscheidung.«

Am liebsten würde ich fragen, wieso diese Marla ausgezogen ist. Auf Anouks Instagram-Profil ist sie nie aufgetaucht. Bis ich auf die Wohnungsanzeige gestoßen bin, wusste ich nicht mal, dass Anouk eine Mitbewohnerin hat. Haben sie sich zerstritten? Konnten sie sich nie wirklich leiden? Was müsste ich tun, damit es anders wird mit mir? Es hilft, mir vorzustellen, dass Marla hässlicher ist als ich.

Ich stelle ein paar Fragen zur Wohnung, deren Antworten mich nicht wirklich interessieren. Kosten, Einkaufsmöglichkeiten, Nachbar:innen. Ich warte ab, ob Anouk gendert, bevor ich es tue. Zwar werde ich sagen, dass ich eine Nacht über die Entscheidung schlafen möchte, um nicht verzweifelt zu wirken, aber ich bin mir jetzt schon sicher, dass ich einziehen will. Dass ich mit ihr zusammenwohnen will. Dass ich hier das Leben bekomme, das ich mir wünsche. Ich sehe es an den Mänteln in ihrer Garderobe, an den Skin-Care-Produkten über ihrem Waschbecken. An Anouks perfekt manikürten Fingernägeln, an der Art, wie sie ihre Haare über die Schulter wirft, wie sie nachdenklich lächelnd den Kopf zur Seite neigt, wenn sie mir zuhört. Sie ist nicht nur schön und glamourös, selbstbewusst und unbeschwert, sie ist nicht nur alles, was ich sein will, sie scheint auch noch ein wirklich

freundlicher Mensch zu sein. Wir werden uns gut verstehen. Wenn ich Delia draußen lasse.

Nach dem Rundgang durch die Wohnung sitzen wir noch über eine Stunde am Küchentisch und unterhalten uns. Mit jeder Minute, die ich während unseres Gesprächs gedanklich addiere, werde ich zuversichtlicher, dass es wirklich etwas werden könnte.

Als Anouk wissen will, was mich nach Hamburg führt, erkläre ich, dass ich ein Theaterstück schreibe. Stur darauf hinarbeitend, ihrem neutralen Blick Anerkennung zu entlocken, lasse ich es klingen, als sei ich schon Bühnenautorin, ein Wunderkind, etwas Besonderes, vernetzt mit Theatern, Dramaturg:innen, Regisseur:innen. Als könne ich längst vom Schreiben leben. Als hätte ich mein Jura-Studium nicht kurz vor dem ersten Staatsexamen abgebrochen. Hätte es mit Delia geklappt, würde ich jetzt wie alle anderen aus meinem Jahrgang in einer Kanzlei oder beim Gericht arbeiten, um mich auf das zweite Examen und ein irrsinniges Gehalt vorzubereiten. Stattdessen wird Lilly sich nach dem Umzug schnellstmöglich einen Aushilfsjob suchen müssen.

Um meine Geschichte glaubwürdiger klingen zu lassen, beschwöre ich Namen wie Zaubersprüche, hoffe, dass einer davon seine Wirkung entfalten wird – fremdsprachige Namen, Namen mit schickem *von* als Verbindungsglied, zungenbrecherische Doppelnamen. Während ich erzähle, achte ich genau auf Anouks Reaktion. Ich bin es nicht gewohnt, so von mir zu sprechen, und der Grat zwischen abstoßender Arroganz und faszinierender Individualität kommt mir schmal vor.

»Warte, wie alt bist du?«

»Vierundzwanzig.« Sie hebt die perfekt gezupften Augenbrauen. Habe ich übertrieben mit meiner Darstellung als Ausnahmetalent? Glaubt sie mir nicht?

»Und du machst schon so viel, wow.« Jetzt klingt sie nüchtern, distanziert. »Wie ist dein Nachname?«

Als ich nicht sofort antworte, fügt sie hinzu: »Damit ich dich ein bisschen stalken kann. Ich würde gerne etwas von dir lesen.«

»Ach so. Hellwig. Aber online findet man eigentlich nichts, ist ja alles für die Bühne.«

Anouks Interesse entgleitet mir mit ihrem Blick, der jetzt Richtung Decke geht, als würde sie lieber ihren eigenen Gedanken folgen als den Angebereien einer Möchtegernautorin. Wahrscheinlich hat sie mich durchschaut. Doch dann, als hätte sie eine plötzliche Eingebung, schnellt ihr Blick zurück in meine Richtung: »Warte, Hellwig wie der Medientyp? Du bist nicht mit ihm verwandt, oder doch?«

Da: das Zauberwort. Also lasse ich es einfach geschehen.

Ihr Mund klappt auf, eine Lichtreflexion tanzt über ihren pinkfarbenen Lipgloss.

»Verrückt«, sagt sie. »Sag nicht, dass er dein Dad ist.«

So glitzern ihre Augen also, wenn sie wirklich interessiert ist. Die Haut an meinem Handrücken schmerzt, als ich den Griff löse. Das Zwicken ist eine Angewohnheit, die ich loswerden muss. Bestimmt wird ein hässlicher blauer Fleck bleiben.

»Und was machst du? Beruflich?«, versuche ich, das Thema zu wechseln.

»Ich habe einen Bachelor in Medienwissenschaft, aber mein Geld verdiene ich mit Social Media.«

»Oh. Dann bist du Influencerin?« Ich versuche, aufrichtig und positiv überrascht zu klingen.

»Ja. Ich mag das Wort aber nicht so sehr. Sag lieber Content Creatorin.«

»Und worum geht's bei dir?«

»Fashion, Beauty, Lifestyle. Ich zeige mein Leben, wie es ist.«

»Klingt gut.«

»Ich schreibe übrigens auch. Aber kaum fiktional. Ich will in den Journalismus.«

»Wow.« Davon hat sie auf Instagram noch nie erzählt.
»Und worüber genau schreibst du?«

Anouks Handy, das vor ihr auf der Tischplatte liegt, leuchtet auf. Sofort greift sie danach. Bevor sie das Smartphone so kippt, dass ich den Bildschirm nicht mehr sehen kann, gelingt mir ein kurzer Blick darauf. Ihr Hintergrundbild ist ein Foto von sich selbst am Strand, das ich schon von Instagram kenne. Davor die Notification, die unser Gespräch unterbricht: eine neue Nachricht. Vielleicht von ihrem Freund? Auf Social Media spricht sie so gut wie gar nicht über ihr Dingleben. Ich hoffe, sie bald danach fragen zu können. Ein paar Sekunden lang starrt sie aufs Handy, tippt dann mit ungerührter Miene etwas ein und legt es, diesmal mit dem Bildschirm nach unten, zurück auf den Tisch.

»Hast du Haustiere?«, fragt sie. Ich ärgere mich, dass sie vergessen hat, meine Frage zu beantworten.

»Ja. Eine Katze.«

»Die kannst du leider nicht mitbringen. Ist das ein Abschlusskriterium für dich?«

Ja. »Nein, ich war mir sowieso noch nicht sicher. Sie ist keine Hauskatze und in Hamburg ...«

»Die Stadt ist nicht für alle etwas.« Wieder lacht sie, wieder stimme ich mit ein.

»Aber meinen Milchaufschäumer könnte ich mitbringen. Dann müsstest du keinen neuen kaufen.« Eigentlich habe ich keinen, aber das lässt sich pünktlich zum Einzug einrichten.

Anouk nickt zufrieden. Jetzt habe ich sie. Ich hoffe, ich habe sie. Ich muss sie haben. Ich trinke den letzten Schluck und sage dann, dass ich leider losmuss. Würde sie nachfragen, hätte ich eine Antwort parat: zu einer zweiten

Besichtigung und dann zum Treffen mit einer Freundin, die auch in Hamburg wohnt. Aber sie fragt nicht. Also muss ich nicht nochmal lügen, um zu verschweigen, dass ich in den nächsten zwei Stunden allein am Bahnhof sitzen und meinen Hunger mit einer Pizza vom Imbiss stillen werde, während ich auf den Zug warte, der mich zurück in meine Einsamkeit befördert.

An der Haustür sage ich wie geplant, dass ich eine Nacht darüber schlafen werde, aber die Wohnung toll finde und mich gefreut habe, sie kennenzulernen.

»Es gibt noch andere Bewerberinnen, deshalb kann ich dir wahrscheinlich erst Anfang nächster Woche Bescheid sagen. Aber so viel schon mal: Ich mag dich, und ich kann mir vorstellen, dass wir eine gute Zeit haben. Ich melde mich.«

Anouk

Ich habe Denise, der Yogalehrerin, nicht zugehört. Aber vor mir recken sich zwanzig Frauenhintern in die Höhe, also schließe ich die Augen, drücke die angehaltene Luft hörbar aus meinen Lungen und fließe in den Herabschauenden Hund. Augenblicklich sammelt sich das Blut in meinem Kopf, die Ader an meiner Stirn beginnt zu pochen.

So verunsichert, wie Lilly heute Morgen die Wohnung betreten hat – den Kopf eingezogen, die Hände nervös ineinander verhakt, die Augen aufgerissen wie ein Reh im Scheinwerferlicht – dachte ich erst, sie würde nur meine Zeit verschwenden. Schlimmer noch, sie hat den Geruch der U-Bahn in meine Wohnung getragen, eine Mischung aus Moder, Urin und Essensresten. Doch sobald sie diesen Secondhand-Mantel abgelegt hat, mit dem sie wahrscheinlich gegen ihre Herkunft rebellieren will, hat sich der elegante

Duft darunter durchgesetzt: *Burberry Goddess*, ein Parfum, das ich selbst lange benutzt habe.

Irgendwann hat sie sich zum Glück entspannt. Alles hat ihr so gefallen, wie es gerade ist. Sie ist anpassungsfähig. Und ihr Vater ist fucking Arthur Hellwig. Sie ist die beste Option, die ich habe. Während ich meine Hüfte noch weiter in Richtung Decke schiebe, beschließe ich, ihr zuzusagen. Eine bessere Gelegenheit wird es nicht geben. Ich drücke meinen Rücken zu einer langen Rampe durch, denke an Champagner und Lust, die meine Wirbelsäule in dieser Position hinabfließen könnten, das Prickeln, das sich in meinem freiliegenden Nacken sammelt. Als ich die Augen öffne, steht die Welt Kopf. Aus der letzten Reihe habe ich perfekte Sicht durch die verglaste Front, die den Kursraum von der großen Trainingsfläche im Fitnessstudio trennt. In meinem Blickfeld: grauer Baumwollstoff, der sich im Deadlift um einen Männerhintern spannt. Die Hose ist zu eng für meinen Geschmack, aber man sieht jeden Muskel seiner durchtrainierten Beine. Er richtet sich auf und lässt die Langhantel mit den dicken Scheiben so geräuschvoll fallen, dass der Aufprall für einen Moment die sanften Ambience-Klänge übertönt, die die Kursteilnehmerinnen noch näher an ihr inneres Om rücken sollen.

»Wenn du merkst, dass deine Gedanken abschweifen, kehre dazu zurück, deine Atemzüge zu zählen«, sagt Denise, als könnte sie meine umherwandernden Augen allein mit der Kraft ihres Yogi-Geistes aufspüren. Ich zähle meine Atemzüge, während ich beobachte, wie er wieder den Oberkörper nach vorne beugt, eins, zwei, drei, vier, nach unten, ein; eins, zwei, drei, vier, nach oben, aus. Denise weist uns an, in den nächsten Flow überzugehen, rechtes Bein nach vorne, ganz in deinem Tempo, Deep Lunge, ich drücke durch, bis meine Gesäß- und Oberschenkelmuskeln brennen, ein Atemzug hier, dann in den Krieger. Der dünne Stoff meiner Leggings wird

mir bewusst, als sich der Mann umdreht, mit dem Saum seinen Shirts den Schweiß von seiner Stirn wischt, obwohl neben seinen Füßen ein Handtuch liegt. Sein flacher Bauch blitzt hervor, das beginnende V, das sich über seinem Hosenbund abzeichnet und dann unter den grauen Stoff lockt. Er lässt das Shirt wieder fallen, und jetzt sehe ich sein Gesicht – ein Gesicht, das ich kenne. Mein Raya-Match, dieser Fußballer, der für die neue Saison zu einem Verein in der Stadt gewechselt ist. Er hat mir nicht geschrieben, ich habe ihm auch nicht geschrieben, aber zurückgematcht hat er, da bin ich mir sicher. Was für ein erfreulicher Zufall. Während wir über das Brett in die Kobra gleiten, schließe ich genüsslich die Augen, spanne jeden Muskel an – nur für den Fall, dass er hier ist, um sich ablenken zu lassen, dass sein Blick genau jetzt durch die Glasscheibe und auf mich, meine Rückseite, dann mein Spiegelbild fällt. Sirene auf Stein, Schläfen schweiß- oder meeresnass, den verlängerten Nacken in den Himmel gereckt, die Augen geschlossen, sanft, einladend, damit seine Augen schamlos über meine Haut streicheln, dort forschen, dort rasten können.

Deine Augen. Deine Hände. Ich öffne die Lippen – eine stille Aufforderung.

Dann die Welle der anderen Frauen, die mich ruckartig ergreift, ich komme dir näher, Gesäß nach oben, siehst du? Herabschauender Hund. Ich muss seinen Blick nicht sehen, um zu wissen, dass er meiner Einladung gefolgt ist.

Ich blinzle in Richtung Wanduhr. Noch zehn Minuten. Ganze zehn Minuten, in denen er sein Training beenden und verschwinden könnte, sodass ich nur ein Bild hinter der Glasscheibe bleibe, ein Foto von unzähligen auf der Dating-App. Es wäre besser, mit ihm zu sprechen, den Charme meiner Dreidimensionalität zu nutzen. Durch den letzten Flow hetze ich durch und zwingen mich, die Abschlusspose, Shavasana, zu halten. Endlich setze ich mich mit dem sanften

Lächeln auf, das man jetzt von mir erwartet und falte die Hände vor meinem Herzen, um mich bei Denise und mir selbst zu bedanken, dass ich möglicherweise eine wertvolle Chance vergeudet habe.

Während einige Frauen noch mit geschlossenen Augen sitzen bleiben oder das Gespräch mit der Trainerin suchen, springe ich auf, räume meine Matte zurück, prüfe mein Spiegelbild und verlasse den Kursraum.

Auf der freien Fläche ist er nicht mehr. Ich scanne das Studio und fürchte, dass er tatsächlich schon gegangen ist. Doch dann entdecke ich ihn im hinteren Hantelbereich. Eigentlich habe ich sowieso noch Zeit für eine Trainingseinheit. Es würde mir guttun, mich noch etwas auszupowern, und noch besser: herauszufinden, ob dieser Fußballer hält, was sein Raya-Profil und alles, was ich über ihn aus der Presse weiß, versprechen.

Ich zahle den monatlichen Beitrag für die Dating-App für Kontakte – oder wenigstens, um meinen Freundinnen und anderen Männern, die ich date, gute Geschichten erzählen zu können. Die App funktioniert über Mundpropaganda, keine Werbung, keine Fakeprofile, keine Screenshots, keine armen Männer, keine hässlichen Frauen. Aufgenommen wird man nur nach Einladung und sorgfältiger Relevanzprüfung. Mir ist bewusst, dass ich in dieser appgewordenen Kapitalismushölle eher nicht die Liebe finden werde. Und dass mich mein Profil dort für Menschen, mit denen ich eine echte Verbindung aufbauen könnte, nicht begehrenswerter macht. Die App spiegelt nur die gesellschaftlichen Muster der realen Welt: Pretty Privilege und ein aufpolierter sozialer Lebenslauf sind entscheidend für meinen Erfolg, mein Aussehen und meine Kontakte wichtiger als alles, was ich geleistet habe. Wenn ich auf Events neuen Bekanntschaften

von Projekten und Plänen erzähle, schaffe ich es nicht mal, zwei ganze Sätze zu sagen, ehe ihre Blicke umherschweifen, um nach einer interessanteren – sprich berühmteren, sprich wertvolleren – Person im Raum zu suchen. Dagegen hilft nicht mal gut gemachter Lipfiller. Alternativ sehen diese Leute in mir die Möglichkeit, ihr eigenes Ego aufzupolieren und von ihren vermeintlich brillanten Errungenschaften zu erzählen. Wenn sie zweiteres tun, weiß ich, dass es ihnen nur darum geht, mich ins Bett zu kriegen.

Jedoch hängen alle an meinen Lippen, ausnahmslos, ganz unabhängig von Geschlecht, sozialer Stellung und Beziehungsstatus, wenn ich erwähne, mit wem ich meine Freizeit verbringe. Sobald der Name eines bekannten Musikers oder einer gehypten Influencerin fällt, ist das Interesse da. Und bleibt, bis abgetastet wurde, was ich meinem Gegenüber bieten kann. Es ist ein unausgesprochener Handel, bei dem es nie um meine Persönlichkeit geht. Nur um meine Funktion als Tür. Zu anderen Menschen, Reichweite, Sex und letzten Endes immer Geld. Ich hasse das, aber ich kann nichts daran ändern. Wenigstens wurde mir das Werkzeug gegeben, um dieses Spiel mitzuspielen. Und das tue ich, wenn ich dafür irgendwann dort ankomme, wo vielleicht doch zählt, was ich leisten kann.

Bis dahin besteht mein Job darin, mich vorzubereiten, endlich wirklich zu schreiben, um Fuß im Journalismus zu fassen. Und darin, die richtigen Leute zu treffen, die mir das ermöglichen werden. Er ist nur Fußballer, aber wer weiß, wen er sonst kennt, denke ich, während ich mein Handtuch am anderen Ende der Trainingsfläche auf einer Hantelbank ausbreite. Wenn ich ein paar Übungen in seiner Nähe mache, kommt er vielleicht von selbst darauf, mich anzusprechen. Ich nehme zwei Kurzhanteln von der Ablage und mache damit einen Satz Bulgarian Split Squats. Dann trinke ich einen Schluck Wasser und tupfe mit dem Handtuch über meine

Stirn – eher ein performativer Akt als ein notwendiger, denn ich schwitze so gut wie gar nicht. Im richtigen Moment fange ich seinen Blick ein. Er bleibt an mir hängen und da: die Erkenntnis. Anstatt abzuwarten, dass er auf mich zukommt, lege ich das Handtuch ab und durchquere den Raum. Seine verwaschen grauen Augen sind klein, aber das dunkle Haar voll und die leichten Einkerbungen in seinen Wangen deuten die Grübchen an, die ich auf seinen Profilfotos gesehen habe.

»Ich wusste gar nicht, dass du hier trainierst.«

»Bin erst in die Stadt gezogen«, antwortet er. In seiner Stimme liegt Unsicherheit, vielleicht denkt er, dass wir schon mal persönlich miteinander gesprochen haben müssen, wenn ich so auf ihn zugehe. Sein Versuch, mich unauffällig abzuchecken, scheitert. Ich lächle, um seinen Blick wieder auf mein Gesicht zu lenken.

»Erinnerst du dich an meinen Namen?«

Er öffnet den Mund, schließt ihn wieder. Dann die Überraschung: »Anouk, oder?«

Ich nicke. »Tut mir leid, ich bin ganz schlecht mit Namen. Dein Gesicht habe ich sofort erkannt, aber du musst mir nochmal sagen, wie du heißt«, sage ich zu dem Typen, der zuletzt überall in den Medien war, weil er für viel zu viel Geld von einem Fußballverein gekauft wurde.

»Matti«, sagt er, anstatt Matthias.

»Dann sehen wir uns ab jetzt wohl öfter, Matti.« Ich halte seinen Blick noch einen Moment, ehe ich mich umdrehe, um meine Sachen zu holen. Ich sehe eine siebzigprozentige Wahrscheinlichkeit, dass er mir noch dieses Wochenende schreiben wird. Nachdem ich den Hantelbereich verlassen habe, steuere ich den Durchgang zum Lady Gym an. Auch wenn mir solche Chancen im Fitnessstudio immer gelegen kommen, verbringe ich die Zeit hier in erster Linie für mich.

KAPITEL 2

Delia

Ich lege den Stift nieder, starre die Zeilen an, Arthur steht da, Arthur, Vater, Papa steht da, ein Wort wie aus einer fremden Sprache, jeder Buchstabe von meiner linken Handkante leicht verschmiert. Buchstaben, die ineinander verlaufen, Fantasien, die in ein Leben sickern. Könnten. Bisher ist das nur eine Geschichte auf Papier. Dieser reiche, berühmte, entfremdete Vater mit seiner neuen Familie, in der kein Platz für mich ist.

Aber ein Vater. Mit Gesicht und Namen. Einer, für dessen Existenz es mehr Beweise gibt als mich allein. Tausende, wenn ich *Arthur Hellwig* bei Google eingebe. Eine Wikipedia-Seite, Profile bei sämtlichen sozialen Netzwerken, unzählige News-Artikel, vielzitiert als Experte, Autor, Ehren-gast, vielkritisiert als alter weißer Mann und gefürchtetes Ungeheuer. Die ersten drei Suchvorschläge, wenn ich seinen Namen eingebe:

Arthur Hellwig wiki

Arthur Hellwig ehfrau

Arthur Hellwig vermögen

An vierter Stelle:

Arthur Hellwig kinder

Kinder, nach denen Anouk vergeblich suchen würde, wenn sie jetzt wie ich vor ihrem Laptop säße. Es war nicht das erste Mal, dass ich gefragt wurde, ob ich mit dem Mann verwandt sei, dem ein Großteil der privaten Medienlandschaft Deutschlands gehört. Zwar ist bekannt, dass er Kinder hat, aber man weiß nichts über sie. Ich könnte also durchaus seine Tochter sein. Er würde damit keinem anderen Mann in meinem Leben einen Platz wegnehmen.

Suchvorschlag Nummer fünf:

Arthur Hellwig buch

Ein Vater, der schreibt, genau wie ich. Ein Vater, von dem ich die Leidenschaft, das Talent haben könnte. Ein Vater, mit dem ich nicht sprechen müsste, aber immerhin könnte, wenn ich wollte. Den ich anschreien könnte. Dessen schlechtes Gewissen ich herausfordern könnte. Und wenn er kein schlechtes Gewissen hätte, dann irgendein anderes Gefühl mir gegenüber, vielleicht. Etwas anderes als Gleichgültigkeit oder Unwissenheit oder was auch immer es ist, das Mama mit ihrem Schweigen überlagert. Ein Vater, mit dem es vielleicht kompliziert wäre, aber zu dem ich immerhin fahren könnte, wenn es wirklich schlimm würde, zu dem ich hätte fahren können, letztes Jahr, als Mama und ihr Freund Richard, als Ciel, als Jolene, als ... und selbst wenn nicht. Selbst wenn Arthur Hellwig mein Vater wäre und ich eben nicht zu ihm fahren könnte, selbst wenn ich trotzdem auf mich allein gestellt wäre, wäre er wenigstens ein Vater, der mir auch in seiner Abwesenheit etwas gibt. Ich habe es in Anouks Augen gelesen: sein Name wie ein Zauberwort, das mir die Tür öffnen und vielleicht sogar die Wohnungsschlüssel überreichen wird.

»Was meinst du?«, frage ich, stehe auf und gehe in die

Knie, auf Augenhöhe mit Selma. Normalerweise schlängelt sie sich durch meine Beine hindurch, während ich schreibe, springt auf meinen Schoß, flätzt sich auf mein aufgeschlagenes Notizbuch, um meine Aufmerksamkeit einzufordern. Doch heute sitzt sie regungslos in einer Ecke, starrt mich an aus ihren geisterblauen Katzenaugen.

»Bisher habe ich ja noch gar nicht gelogen.«

Jedenfalls nicht in Bezug auf meine Familie. Es war nur eine winzige Kopfbewegung, die Anouk als Bestätigung aufgefasst hat. Das Missverständnis liegt auch in ihrer Verantwortung, nicht wahr? Schließlich wollte sie mir so dringend glauben, oder?

Sag was, schießt es mir durch den Kopf. Absurd, meiner Katze so etwas entgegenzudenken. Doch in dieser Stadt gibt es niemanden sonst, mit dem ich mich noch unterhalten kann. Ich muss hier raus, um jeden Preis.

»Wenn ich das jetzt aufkläre, wird sie denken, ich habe gelogen. Sie würde mich niemals einziehen lassen.«

Auf allen vieren krabbele ich über den Teppichboden, dabei berührt meine Hand die verkrustete Stelle, auf der vor Monaten Kirschsirup verschüttet wurde. Ich widerstehe dem Drang, an meiner Hand zu riechen, zu kosten, ob der süßliche Geschmack noch da ist. Ein bisschen weiter noch, dann bleibe ich vor der starrenden Selma sitzen.

»Ich muss hier raus. Das verstehst du doch, oder?«

Ihr buschiger, silbergrauer Schwanz legt sich um ihren Körper, als versuche sie, in sich selbst zu verschwinden. Ich will sagen: Das kenne ich, Selma. Ich verschwinde mit dir. Eigentlich will ich nur mit dir verschwinden. Doch als ich die Hand nach ihr ausstrecke, um das zu signalisieren, fährt sie hoch in einen Katzenbuckel.

»Ich weiß nicht, was ich sonst tun soll. Eine bessere Gelegenheit wird es nicht geben.«

Als ich mein Gewicht verlagere, huscht Selma an mir vorbei, durchquert in Sekundenschnelle den Raum und bleibt auf dem Fensterbrett sitzen. Sie maunzt leise, doch ich verstehe nicht, was sie sagt. Normalerweise verstehe ich immer, was sie sagt.

»Ich werde sie schon davon überzeugen, dass du bei uns wohnen darfst. Erst gewöhnt sie sich an mich, dann an dich. Das kriegen wir doch hin, oder?«

Sie zuckt nicht mal zusammen, als mein Handy auf dem Schreibtisch vibriert. Mir zieht das Brummen durch den ganzen Körper.

»Kleiner Geist«, flüstere ich Selma im Vorbeigehen zu, dann greife ich nach meinem Handy. Ich muss nicht aufs Display sehen, um zu wissen, wer anruft. Sie ist drei Minuten früher dran als sonst.

»Delia. Endlich erreiche ich dich«, sagt sie, als hätten wir heute nicht schon zweimal telefoniert.

»Wir fahren morgen früh bei dir vorbei, sei zuhause, ja?«
»Ja.«

»Hast du zu Abend gegessen?«

»Ja.«

»Und was?«

»Brot.«

»Sonst nichts? Nur Kohlenhydrate? Versorgst du Selma auch so schlecht?«

»Selma hat gefuttert.«

»Ich würde sie gern mal wiedersehen.«

»Du siehst sie ja morgen.«

»Ich denke nicht, dass wir lange bleiben können, Schatz.«

Ich kenne diese Stille, die sich einstellt, wenn sie etwas von mir erwartet. Trotzdem gelingt es mir nicht immer, zu antizipieren, was es ist. Das Dauerdröhnen in meinem Kopf wird stärker, und plötzlich passiert etwas Seltsames: Es

verlässt seinen gewohnten Platz, breitet sich aus und drückt mir aufs Herz, auf die Lunge, auf den Magen.

Panik. Füllt mich jetzt ganz aus. Ich presse die Augen zu, beuge mich vornüber, will nur, dass es aufhört.

»Mama?«, keuche ich.

»Was ist denn?«

»Kannst du bald eine Weile auf Selma aufpassen?«

»Bist du doch überfordert mit ihr?«

Orientierungslos schwimme ich durch das Dröhnen, greife nach den Worten, die an mir vorbeitreiben. Es ist wichtig, dass es die richtigen sind. Aber ich bin eine gute Lügnerin, und das habe ich ihr zu verdanken: »Ich habe ein Praktikum bekommen. Bei einer großen Hamburger Kanzlei. Es gab sehr viele Kandidaten und mehrere Bewerbungsschritte, deshalb habe ich noch nichts erzählt, aber ich habe es geschafft.«

»Gut, Delia«, sagt sie und mein Herz zieht. Ich schnappe nach Luft.

»Wann geht es los? Und wie lange?«

»Ich kann sofort anfangen. Für drei Monate.« So lange werde ich brauchen, um Anouk von mir, dann von Selma zu überzeugen. Wir werden einen guten Kompromiss finden. Und dann werde ich diesen Ort, Mama, das letzte Jahr endgültig hinter mir lassen können. Mama fragt mehrfach nach, ob ich mir sicher sei mit Hamburg, ob ich mir wirklich zutraue, allein so weit weg zu leben. Doch dass sie eine Weile auf Selma aufpasst, ist für sie eine Selbstverständlichkeit. Es kommt ihr sogar entgegen. Sie und Richard hätten meine Katze sowieso am liebsten behalten, als sie mich kurz vor meinem ersten Staatsexamen vor die Tür gesetzt haben, weil er keine Kinder will, auch keine Anfang-20-jährigen. Selma wird es gut bei ihnen haben, vielleicht besser als bei mir. Selma ist es zuhause immer gut ergangen.

Mama beendet das Gespräch. Sofort klart mein Körper auf. Selma ist inzwischen vom Fensterbrett verschwunden. Wahrscheinlich hat sie sich wieder hinter dem Bücherregal versteckt. Also konzentriere ich mich auf das Atmen. Darauf, die Anspannung in meinem Körper, besonders in meinen Fäusten, zu lockern.

Ich könnte es also wirklich durchziehen. Ich gehe in eine andere Stadt, um vielleicht Freundschaft, vielleicht Liebe, vielleicht ein Leben zu finden. Und das einzige Trennungsgespräch, das ich zu führen habe, ist das mit meiner Katze.

Meine Hände finden die Seiten des aufgeschlagenen Notizbuches, die Farbe darauf inzwischen getrocknet. Das gelbe Licht meiner Schreibtischlampe ergießt sich über die Worte, die Öffnungen der Buchstaben leuchten warm wie die Fenster eines Zuhauses in einer kalten Winternacht. Ich habe es immer geliebt, wie Worte nichts in alles verwandeln können. Niemanden in jemanden. Ich werde mich beenden. Und dann neu erschaffen.

Anouk

Eine Woche nach der Zusage zieht Lilly ein. Sie kommt allein mit einem Mietwagen, darin nur eine Matratze, ein Koffer und drei Umzugskartons.

»Ist das alles?«, frage ich, als sie den Kofferraum öffnet.

»Ja. Ich will mich komplett neu einrichten.«

Spätestens als wir die Matratze zu zweit durch den engen Hausflur in den dritten Stock hieven, bin ich erleichtert, dass sie so wenig dabei hat.

Wir sprechen kaum, bis wir ihre Habseligkeiten in ihrem neuen Zimmer abgestellt haben und kurz fürchte ich, dass ich unsere Dynamik falsch eingeschätzt habe. Doch als sie mir den

Milchschaumer präsentiert und ihn in den Küchenschrank räumt, ist sie wieder die Lilly, die ich bei der Besichtigung kennengelernt habe. Mir ähnlich genug, aber zurückhaltender.

»Eigentlich müssten wir anstoßen. Auf das neue Kapitel«, sagt sie.

»Ich glaube, im Kühlschrank ist noch eine Flasche Sekt. Wie viel Uhr ist es?«

»Vierzehn Uhr.«

»Ist okay, oder?«

Wir nehmen die Flasche und zwei Gläser mit in ihr Zimmer, um es einzuweihen. Auf dem Boden im Schneidersitz öffne ich die Sektflasche. Mit einem dumpfen Ploppen löst sich der Korken. Als ich ihr Glas fülle, setze ich zu spät ab, sodass der Schaum über den Rand schwappt und sich über Lillys Handgelenk ergießt. Sie führt ihre Lippen zu der Stelle, um den Sekt von ihrer Haut zu saugen.

»Sorry, war ein Versehen«, lache ich, während ich mir einschenke.

»Schmeckt gut«, sagt Lilly und hebt ihr Glas. Das ist sie also: die Frau, wegen der ich mir weder einen begehbaren Kleiderschrank einrichten kann, noch weiterhin nackt durch die Wohnung spazieren werde. Und die Frau, die mir die Hälfte der Miete abnimmt, mir vielleicht aber auch auf andere Weise weiterhelfen wird.

»Du musst mir nochmal sagen, wo du herkommst. Ich hab's schon wieder vergessen.«

»Aus Marburg. Also fast. Ich bin auf dem Land aufgewachsen, in Kleinseelheim. Der Name sagt alles.«

»Das klingt furchtbar.«

»Ist es auch. Alles dort ist klein, beschnitten, geregelt. Ich hab mir immer gewünscht, in einer Großstadt zu leben.«

Lillys Glas ist schon leer, als ich den letzten Schluck trinke und dann uns beiden nachfülle.

»Ja, es war cool, hier aufzuwachsen. Eintauschen würde ich es nicht. Aber manchmal denke ich schon, dass es vielleicht besonderer ist, an einem Ort aufzuwachsen, an den man sonst nie kommt. Ich meine, ich würde niemals auf die Idee kommen, nach Kleinseelheim zu reisen. Deine Erfahrung machen weniger Menschen als die, die in Hamburg aufwachsen.«

»Aus welchem Viertel kommst du?«

»Barmbek.«

»Ich kann vielleicht erleben, wie es ist, mit vierundzwanzig nach Hamburg zu ziehen, aber ich werde nie wissen, wie es ist, ein Barmbek-Kind zu sein. Die Erfahrung kann ich auch nicht nachholen.«

»Trotzdem hattest du verschiedene Einflüsse in deinem Leben, und ich hatte immer nur das hier. Als Kind hätte ich gern mehr Zeit in der Natur verbracht.«

»Du kannst immer noch umziehen. Auch nach Kleinseelheim, obwohl ich dir davon abraten würde.«

»Vergiss es. Egal, wie schön die Natur dort ist, ich fände es heute ziemlich sicher scheiße. Jetzt sind wir erst mal zusammen in Hamburg.«

»Erst mal zusammen Hamburg«, wiederholt sie.

Wir leeren drei Viertel der Sektflasche, während ich ihr all die Dinge aufliste, die sie in der Stadt ausprobieren muss. Kaffee und Croissants bei *par ici*, Lunch bei *ÆNDRÈ*, Wein in der *Alten Druckerei*. Sie sagt zwar, dass sie schon ein paar-mal zu Besuch gewesen sei, aber sie scheint noch nie an einem Sommertag mit einem Tretboot über die Alsterkanäle getrieben zu sein, um sich in die weidenverhangenen Villen zu träumen, oder bei Sonnenuntergang am Wasser gepicknickt zu haben. Sie weiß noch nicht, wie das nahe gelegene Alte Land duftet, wenn man während der Apfelernte mit dem Fahrrad über die Feldwege brettet, wie golden sich die Herbstblätter in den Fensterscheiben der Eppendorfer Altbauten spiegeln,

wie auch ein regnerischer Wintertag funkelt, wenn man donnerstagsmorgens mit einem warmen Kaffee in den behandschuhten Fingern über den Markt am Turmweg schlendert. Sie fragt, ob ich ein Fitnessstudio empfehlen kann und kurz zögere ich, ihr meines zu nennen, denn die Zeit im Gym gehört mir und mir allein. Aber ich bezweifle, dass sie morgens so früh wie ich trainiert, also nenne ich ihr den Namen. Zwischendurch kommt sie mir distanziert vor, aber dann wird sie lockerer. Als ich sie frage, ob sie Lust hat, heute Abend feiern zu gehen, stimmt sie sofort zu. Allmählich wird es unbequem auf dem Parkettboden, also wechseln wir an den Esstisch in der Küche, wo ich ihre Nachfragen zu meiner Familie beantworte. Ich erzähle von meiner Mutter Sylvie und meiner älteren Schwester Marie, aber Marten und Anouschka lasse ich aus. Genau wie die Tatsache, dass Marie und ich eigentlich seit Monaten kaum noch miteinander sprechen. Den Moment nutze ich, um nach ihrer Familie zu fragen. Sie sagt, dass sie zu ihrer Mutter auch ein tolles Verhältnis habe, doch was ihren Vater angeht, hält sie sich bedeckt. Ich erfahre nur, dass er mit seiner neuen Frau und ihrer gemeinsamen, viel jüngeren Tochter in München lebt.

»Ich gehe mal ein bisschen auspacken«, sagt sie, bevor ich weiter nachbohren kann.

»Brauchst du Hilfe?«

»Nein, danke. Genieß ruhig deinen Tag.«

»Danke, Lilly. Ich freu mich auf später.«

Lilly

Jetzt also Lilly. Es tut gut, diesen Namen zu hören und damit gemeint zu sein.

»Lilly, Lilly, Lilly. Ich bin Lilly«, flüstere ich, nachdem ich

meine Zimmertür geschlossen habe. Endlich atme ich richtig aus. Die letzten Stunden haben sich angefühlt, als würde ich konstant die Luft anhalten. Das Dröhnen besetzt meine Ohren, mein ganzer Kopf kribbelt. Der Sekt kann nicht allein schuld daran sein. Nicht einmal den Gedanken, ob ich mich okay verhalten habe, kann ich zu Ende denken.

Ich setze mich auf den Parkettboden und lehne mich mit dem Rücken gegen die weiße Wand. Erst jetzt fällt mir auf, wie kalt es in diesem Zimmer ist. Ganz anders als in der restlichen Wohnung. Anouk und allem, was sie ausmacht, plötzlich so nah zu sein – allein bei dem Gedanken zieht sich mein Körper sehnsüchtig zusammen.

Die Frage nach dem Fitnessstudio habe ich, glaube ich, ganz gut platziert. Sie hat mir das Studio genannt, das sie seit Jahren besucht. Bis auf Schwimmen treibe ich zwar keinen Sport, aber das werde ich ändern müssen, um Anouk für mich zu begeistern. Ich kann es nicht ganz ruiniert haben, sonst hätte sie mich nicht gefragt, ob wir den Abend zusammen verbringen. Oder war das nur eine höfliche Geste? Vielleicht tue ich ihr leid, weil ich ganz allein hier angekommen bin. Rückwärts gehe ich alle Momente durch, in denen ich Fehler gemacht haben könnte. War ich zu neugierig, als es um ihre Familie ging? Findet sie es peinlich, dass ich meine Zeit mit Anfang zwanzig in der Kleinstadt verbracht habe? Vielleicht hätte ich behaupten sollen, dass ich aus München komme. Aber dann hätte sie vielleicht noch weiter nach dem Verhältnis zwischen meinem Vater und mir gefragt. Ich warte darauf, dass sich ein Bauchgefühl einstellt, aber da ist nichts. Nichts, das meinen Gedanken irgendetwas entgegengesetzt, während sie darum kreisen, dass Anouk bestimmt jetzt schon bereut, mich als ihre Mitbewohnerin ausgewählt zu haben.

Ich vermisse Selma. Ich vermisse den schmutzigen, aber

warmen Teppichboden meiner winzigen Wohnung in Marburg.

Um mich abzulenken, suche ich online nach Einrichtungsspiration. Alle Vorschläge auf Pinterest versichern mir, was ich längst wusste: Anouk und ich haben exakt den gleichen Geschmack. Jedoch konnte ich ihn bisher nirgendwo ausleben, weder in meinem Studentinnenzimmer noch in Mamas Haus. Mir blieben nur meine unzähligen Pinterest-Boards. Ich weiß schon jetzt nicht mehr, was ich ohne Social Media wäre. Jedenfalls wäre ich niemand, dem ich ein Like geben würde. Ich wäre nicht Lilly.

Ich scrolle eine Weile durch Pinterest, dann durch Instagram, halte inne, wann immer ein Anruf von Mama eingeht. Ich ignoriere jeden davon. Das Pochen hinter meinen Schläfen wird heftiger, drückt mit dicken Fingern gegen meine Schädeldecke. Schließlich lege ich das Handy weg, presse die Handflächen gegen meinen Kopf, reibe über meine Ohren, kralle mich daran fest, doch jede Empfindung, jedes Geräusch wird überlagert. In Romanen ist oft die Rede von einem Rauschen in den Ohren, das die Figuren quält, wie eine Signalschwäche bei Röhrenfernsehern. Aber dieses Dröhnen. Dieses unaufhörliche, alles vereinnahmende, alles erstickende Dröhnen. Ich will mir die Fingernägel in die Kopfhaut rammen, es herauskratzen, schaben, bis nichts mehr übrig bleibt, aber ich erinnere mich rechtzeitig an einen der wirklich nützlichen Ratschläge, die ich durch Social Media kenne.

Augen schließen. Atmen. Zählen. Fingerspitzen spüren, bewegen, das glatte Holz darunter. Handflächen auflegen. Kälte. Farbe und Leere riechen. Die gedämpften Geräusche der Stadt hören. Menschenstimmen. Ein Kinderschrei. Sirenen in der Ferne. Und von vorne. Fingerspitzen, Handflächen. Was ich spüre, rieche, höre. Wo ich bin. Ich bin.

Sobald das Dröhnen abgeebbt ist, stehe ich auf und öffne die Kiste, in der sich mein Tagebuch befindet. Darin manifestiere, überdenke, argumentiere, streite, fühle, existiere ich. In diesem schwarzen Notizbuch liegt Lillys Ursprung, genau wie ihre Zukunft. Mit dem Schreiben habe ich begonnen, weil ich wie fast jedes Mädchen irgendwann versucht habe, die Art von Mädchen zu sein, die Tagebuch schreibt. Von allen Visionen, die ich schon von mir hatte, ist diese eine der wenigen, die sofort in meine DNA übergegangen sind. Oder die vielleicht schon immer dort geschlummert hat und erst entdeckt wurde, als der dritte Freund meiner Mutter – der ganz anders und viel besser war als alle vor und nach ihm – mir ein rosafarbenes Tagebuch von *Hannah Montana* mit Anhängeschloss geschenkt hat. Ich muss sieben gewesen sein, weil Mama sich kurz darauf, an meinem achten Geburtstag, von ihm getrennt und deshalb meine Geburtstagsfeier abge sagt hat. Er ist gegangen, das Tagebuchschreiben ist geblieben. Aber ich bin mir sicher, dass ich auch ohne ihn darauf gekommen wäre. Mit der Sprache ist es für Mädchen wie mit Puppen und Pferden: Man sagt uns so oft, dass wir gut damit umgehen können, bis wir anfangen, es zu glauben. Wir werden großartig darin, Aufsätze in Deutsch zu verfassen und französische Vokabeln auswendig zu lernen, wohingegen wir in Mathematik scheitern, noch bevor die erste Unterrichtsstunde beginnt. Es ist eine von vielen sich selbst erfüllenden Prophezeiungen, die sich Mädchenleben für Mädchenleben wiederholen. Eine der harmloseren. Mit unseren Tagebüchern hat man uns immerhin einen Ort gegeben, an dem wir alles sagen dürfen. An dem uns jemand, wenn auch nur wir selbst, wirklich zuhört.

Denn Mädchengedanken gehören in Schönschrift gepresst und hinter winzige Plastikschlösser gesperrt. Zwischen den Seiten sitzt das ganze Mädchen. Und neben ihr

die Scham. Jungs hingegen brauchen diese geheimen Gedankenorte meistens nicht. Sie können ihre Gedanken jederzeit überall in der Welt lassen. Es ist egal, wenn jemand darauf ausrutscht. Es wird ein Mädchen geben, das sie aufhebt und still darüber schreibt.

Sicher gibt es auch die anderen Mädchen. Solche, die nie Tagebuch geschrieben haben und wenn doch, dann nur, um ihre Worte klar zu strukturieren, sodass sie niemand missversteht, wenn sie sie mit der Welt teilen. Die alles, und ich meine *alles* aufschreiben würden, nicht *obwohl* es jemand lesen könnte, sondern genau zu diesem Zweck. Bestimmt gehört Anouk dazu. Doch für mich gilt seit meiner Kindheit: Es gibt mein Tagebuch und es gibt meine Geschichten. Das Tagebuch für mich, die Geschichten, Szenen, Stücke hoffentlich irgendwann für andere, wenn ich meine Ideen nicht mehr hinter Schlösser sperren muss, sondern in Metaphern und Figuren gießen darf. Manche Menschen sind der Meinung, Gedanken würden durch die Verflechtung in einen fiktionalen Kontext weniger kantig, weniger wirksam, weniger explosiv. Ich glaube an das Gegenteil.

Ich klappe mein Tagebuch auf und schreibe raus, was rauszuschreiben ist. Das lässt die Sorgen nicht zwangsläufig verschwinden, aber macht sie lockerer, dehnbarer, sodass die ein oder andere Erkenntnis oder wenigstens ein Atemzug dazwischenpasst. Dann blättere ich um und schreibe den kommenden Abend auf, wie er sein soll. Wie er sein wird. Anouk und ich werden trinken und lachen und tanzen und unberührbar sein. Als ich fertig bin, kann ich Lilly wieder ein bisschen besser spüren.

Wann beginnt eine Frau wie Anouk einen Partyabend? Geht sie vorher teuer essen, fängt sie früh mit Drinks in einer schicken Cocktailbar an, oder wird sie vom DJ auf eine Pre-Party eingeladen? So oder so, ich sollte vorbereitet sein. Ich

habe bereits geplant, in den nächsten Tagen shoppen zu gehen, um meine Garderobe für jeden Anlass auszustatten. Nur hätte ich nicht gedacht, dass mein Dasein als Lilly schon am ersten Tag derart auf die Probe gestellt wird. Wieder schwillt die Unruhe in meiner Brust zu einer Faust an, die von innen auf mein Herz drückt und mir wie jedes Mal Angst einjagt, mit vierundzwanzig an einem Infarkt zu sterben. Ich schließe nochmal kurz die Augen, denke an die Worte, die in meinem Tagebuch stehen, und dass sie nicht die ersten wären, die in Erfüllung gehen. Schließlich bin ich hier. Dann durchsuche ich meinen Koffer und die Umzugskartons mit System: alles Weite, alles Alte raus. Der graue, verwaschene Kapuzenpullover, an dem überall Selmas Haare hängen. Die cremefarbene Bluse, die Mama mir für den Tag meines mündlichen Examens bestellt hat, das Preisschild hängt immer noch daran. Das dunkelgrün gestreifte Hemd, das ich nie wieder tragen, aber niemals weggeben werde, weil es mich so sehr an Ciel erinnert. Übrig bleibt ein überschaubarer Haufen an Teilen, die ich erst kürzlich online gekauft habe. Ich finde ein knappes schwarzes Kleid, das passen könnte. Etwas kalt für Februar, vielleicht etwas langweilig, aber gut genug.

Ich hänge das Kleid auf einem Bügel an die Türklinke, in der Hoffnung, dass sich die Knitterfalten aushängen. Dann sammle ich meine Kosmetik zusammen, um sie zu verräumen. Doch als ich den Flur betrete, ist die Tür zum Badezimmer geschlossen. Darunter dringen ein schmaler, goldener Lichtstrahl und der gedämpfte Refrain von *Anti-Hero* von Taylor Swift hervor. Ich beschließe, später zurückzukommen. Als ich gerade die Hand auf die Klinke meines Zimmers lege, öffnet Anouk die Tür. Warmer Wasserdampf, dicker Vanilleduft und der Popsong in voller Lautstärke sprengen die gesamte Wohnung mit Anouks polierter Präsenz. Das Haar nass, nur ein Handtuch um ihren zarten Körper gewickelt,

Perlen vom Duschwasser, die ihr Dekolleté schmücken, so steht sie im Rahmen.

»Wolltest du rein?«, ruft sie.

Ohne eine Antwort abzuwarten, stellt sie die Musik leiser und kommt aus dem Bad. Ihre Zehennägel sind im gleichen Dunkelrot lackiert wie ihre langen Fingernägel und sehen so gepflegt aus, als ginge sie regelmäßig zur Maniküre und Pediküre. Wie sie das nasse blonde Haar hinter ihre Ohren gestrichen hat, sieht sie aus wie eine Frau aus einer Parfümwerbung für einen aquatischen Duft, gerade noch die Wasseroberfläche eines türkisfarbenen Sees durchbrechend, sich in der Bewegung sinnlich das Haar nach hinten streichend. Wie soll ich da je mithalten? Ihr Lächeln macht, dass ich kurz wegsehen muss.

»Ich geh einfach später, wenn du fertig bist.«

»Ich brauche noch ein bisschen für meine Haare. Und ich wollte mich schon mal für heute Abend fertig machen. Aber komm einfach rein, kein Problem.«

Delia würde eine Ausrede finden.

»Okay«, sagt Lilly und folgt ihr ins Bad. Sobald ich in die warme, wasserschwere Vanillewolke tauche, ergreift mich erneut ein Schwindelgefühl, diesmal aber ist es angenehm wattig.

»Diese zwei Fächer sind für dich.« Anouk deutet auf das Regal, während sie mit der anderen Hand ihre Haare kämmt. Ich hole die vielen Tuben, Pipettenfläschchen und Flakons aus meinem Kulturbeutel und platziere sie in der Reihenfolge, in der ich sie benutze, auf meinem Regalbrett.

»Bist du so was wie ein Parfümjunkie?«, fragt Anouk, während sie eine Creme in den Längen ihrer Haare verteilt.

»Ich mag die Abwechslung«, sage ich und meine, dass ich bisher noch keinen Duft gefunden habe, der wirklich mir entspricht.

»Das da hatte ich auch mal«, sagt Anouk, als sie *Burberry*

Goddess in meiner Hand sieht. Ich stelle es nach ganz vorne. Anouk streckt die Hand danach aus, und kurz glaube ich, dass sie es benutzen will. Aber sie verrückt es nur so, dass die Flakons vollkommen symmetrisch in einer Reihe stehen, Kante auf Kante, alle Abstände gleich groß. Sie wirft mir einen Blick zu, der halb Entschuldigung, halb Versicherung ist, dass es besser so sei. Als ich das letzte Fläschchen hinzufüge, achte ich darauf, die Ordnung nicht zu brechen.

»So«, sage ich und stehe dann etwas verloren hinter Anouk, die ihre Haare gerade mit einer Spange abtrennt.

»Hast du noch was vor, bevor wir später losgehen?«, fragt sie, ohne den Blick von ihrem Spiegelbild abzuwenden.

»Nein.«

»Wir können uns zusammen fertig machen. Und ich will diese Eyeshadow-Palette von dir benutzen.«

Wir stehen so eng beieinander, dass ich im weißen Licht des Badezimmerspiegels jeden Pixel ihres Gesichts sehe. Jede Pore, die wenigen Unebenheiten, jedes Haar, das unter ihren dichten, akkurat geformten Augenbrauen nachwächst. Sie sieht genauso aus wie auf ihrem Instagram-Profil. Das ist alles echt. Ich mache einen halben Schritt zurück, damit der Kontrast zwischen uns nicht so sehr auffällt.

»Du bist so eine natürliche Schönheit«, sage ich im gleichen Moment, in dem ich es denke, und verfluche mich sofort dafür. »Also, ich dachte gerade, deine Augenbrauen sind perfekt.«

»Danke«, sagt Anouk, »ich kriege deine auch so hin.«

Sie wirft einen Blick auf meine Augenbrauen, die okay, aber ungleich sind und an den Enden löchrig werden. Sekunden später sitze ich auf dem Badewannenrand, Anouk über mich gebeugt, jetzt noch näher, ihre Hände umschließen mein Gesicht.

Ihre Miene ist konzentriert, während sie ein Haar nach dem anderen bei der Wurzel packt und aus meiner Haut reißt. Die Pinzette in ihren Händen fliegt nur wenige Zentimeter vor meinen Augen durch die Luft. Ich versuche, mich auf ihre Sommersprossen zu konzentrieren. Sie muss sie nicht aufmalen, ihre sind echt. Der Sommer blüht von ganz allein auf ihren Wangen, selbst jetzt, wo es kalt und dunkel draußen ist. Ich schiele auf die Flecken, bis mir schwindelig davon wird. So schutzlos, wie meine Augäpfel der scharfen Pinzette ausgeliefert sind, könnte Anouk auch einfach zustecken. Es ist das erste Mal, dass mir bewusst wird: Obwohl ich schon so viel über sie weiß, ist sie eine Fremde. Ich ignoriere das Kribbeln in meinem Nacken, schließe die Augen und konzentriere mich auf Anouks gleichmäßigen Atem. Erst als sie meinen Kopf loslässt und das metallische Klirren der Pinzette auf dem Keramikwaschbecken ertönt, blinzele ich wieder. Anouk rückt meinen Kopf zurecht und begutachtet ihr Werk. Das Brennen zwischen meinen Augenbrauen fühlt sich gut an.

»Du bist auch schön«, sagt sie und ich widerstehe dem Drang, auf meine Hände zu sehen. Stattdessen trifft mein Blick mein Spiegelbild hinter Anouk. Mich überrascht, wie gut meine Augenbrauen jetzt in Form sind, die Stelle dazwischen aber ist knallrot und der Rest meines Gesichts so grauweiß wie die Badfliesen.

»Vor allem sehe ich müde aus.«

»Ohne Make-up sehe ich auch müde aus«, sagt sie, obwohl das nicht stimmt. Dann nimmt sie eine Foundation aus ihrem Schminkbeutel und hält sie neben mein Gesicht. »Müsste passen. Eigentlich ist unser Hautton fast der gleiche.«

Ich nehme das Fläschchen und mit dem Gefühl, ihr sofort etwas zurückgeben zu müssen, reiche ich ihr meine

Lidschattenpalette. Sie bedankt sich, legt sie aber auf dem Waschbecken ab, um zuerst ihre Haare fertig trocken zu föhnen und anschließend mit einem Lockenstab zu Wellen zu formen. Mir fällt auf, wie entspannt sie dabei aussieht, so ganz bei sich. Ich finde es eher anstrengend, mich stundenlang zu stylen. So war es jedenfalls für Delia.

Ich positioniere mich so neben Anouk, dass unsere Gesichter auf einer Höhe sind. Sie mit ihren Fingern in den langen Haaren, eine Locke um den Stab gewickelt, mit dem Kopf nur ganz leicht zur Musik wippend, die im Hintergrund läuft; mein Pinsel mit ihrem Make-up darauf, das ich auf meiner Haut verteile und das, wie sie gesagt hat, wirklich perfekt zu meinem Ton passt – ein Bild wie dieses, eines von zwei Frauen, die sich für einen Partyabend fertig machen, hätte ich vor Wochen noch angesehen und darüber geweint, dass andere dieses Leben haben und ich vielleicht niemals Teil davon sein kann. Bis ich mich für Hamburg entschieden habe. Und für Lilly. Bis ich Anouk getroffen habe. Vielleicht ist die Angst, die Überforderung von vorhin ein untrennbarer Teil dessen, was ich jetzt fühle: den Neubeginn.

poia-verlag

Originalausgabe

Copyright © 2025 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
produktsicherheit@bastei-luebbe.de

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten. Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon zum Training künstlicher Intelligenz-Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln
Einband-/Umschlagmotiv: © Mark Tennant
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Warnock Pro

LOST IN CHAOS UND ENDLICH GESCHICHTEN,

*DIE ES AUF DEN
PUNKT BRINGEN.*

📍 @pola_stories

www.pola-stories.de

pola. fühl ich.

KANNST DU HINTER DIR LASSEN, WER DU IMMER GEWESEN BIST?

Als Influencerin Anouk eine neue Mitbewohnerin sucht, sieht die unscheinbare Delia darin die perfekte Gelegenheit für einen Neuanfang. Sie zieht als Lilly ein und will endlich die werden, die sie immer sein wollte: eine selbstbewusste Bühnenautorin. Anouk wiederum glaubt, Lilly für ihre eigenen Zwecke nutzen zu können, und lässt sie immer mehr in ihr Leben. Schnell entsteht eine Beziehung, die beide dazu bringt, ihre Vorstellungen von Erfolg und Selbstverwirklichung zu hinterfragen. Je enger ihre Verbindung wird, desto deutlicher treten Spannungen und unerwartete Konflikte zutage – und vielleicht ist am Ende keine von beiden, was sie vorgibt zu sein.

Klug und eindringlich wirft Joana June einen Blick auf eine Freundschaft zwischen Inszenierung und Selbstfindung – und darauf, was passiert, wenn niemand mehr hinschaut.